

## Zum Kotzen 2.0

### Kapitel 2

#### Montags im Hotel

Ich sehe das blaue Licht des Krankenwagens, bevor ich das Fahrzeug höre. Es sieht aus, als komme es unheilvoll die Straße hinaufgekrochen. Warum sie das Licht der Sirene noch angemacht haben, weiß ich nicht, denn es ist zu spät. Ich bin nach dem Telefonat nicht mehr in das Büro zurückgegangen. Ich bin die ganze Zeit neben dem Festnetztelefon stehengeblieben und traue mich noch nicht einmal mich umzudrehen. Fest-Netz. Ich verstehe zum ersten Mal die Bedeutung, als ich es beim Fest-Stehen betrachte und versuche, alles andere um mich herum auszublenden.

Sie kommen schnell herein, die Sanitäter mit Trage und die Polizisten dahinter. Ich zeige stumm auf die Tür hinter mir und die Sanitäter gehen nickend und wortlos an mir vorbei. Ich stehe nicht gerade auf Kriegsfuß mit der Polizei, aber die haben mich in den letzten Jahren mehrfach nachtsaufgegriffen, wenn ich mal wieder zu lange unterwegs gewesen bin. Platzverbote und Geldbußen wegen Schulschwänzen. Die habe ich alle brav mit Sozialstunden abgearbeitet, da hat meine Oma für gesorgt. Und das, was sie an Geldbußen hat blechen müssen, hat sie natürlich auch noch von meinem Taschengeld abgezogen.

Ich bin in den ganzen Jahren auch nie beim Sprayen erwischt worden, aber es ist oft brenzlig gewesen und bis heute haben sie mich auf dem Kieker, wenn mal wieder irgendwo so ein Spacken etwas angeblich Originelles an die Wand geklatscht hat. Diese Möchtegern-Sprayer kapieren einfach nicht, was auf eine Wand gehört, und deshalb werden sie gnadenlos übermalt, immer und immer wieder, bis sie aufhören, echte Kunstwerke zu übertaggen. Wenn das Übermalen ein zweites Mal nicht hilft, hilft es, die richtigen Leute zu kennen, die den Spacken das erklären. Das Hotel hat eine ziemlich coole Außenwand, die dringend einen Anstrich benötigt. Vielleicht kann ich das mal in einer Nacht- und Nebelaktion in Angriff nehmen ... Dieser nächtliche Kick ist das Einzige, mit dem ich all das hier und all das in den letzten Jahren aushalten konnte. Nach einer solchen Sprühaktion bin ich tagelang wie auf Droge und auf dieses Gefühl kann ich mich verlassen, nachdem mich alle anderen verlassen haben. „Sie sind allein hier?“, fragt die Polizistin, die vermutlich gerade ihre Ausbildung beendet hatte, denn sie wirkt noch übertrieben diensteifrig, wie sie die linierten Blätter ihres kleinen, schwarzen Blocks umdreht und ihren dazu passend farbigen Kugelscheiber aus ihrer Jackentasche holt. Ich fühle mich in einen schlechten Tatort am Sonntagabend hineinversetzt.

Ich schlucke eine freche Antwort herunter, weil außer mir ganz offensichtlich niemand hier ist. Ich lächele und versuche, nicht genervt zu wirken. „Ja ... wie Sie ja selbst sehen können“, sage ich.

Sie zieht lediglich ihre zu stark gezupften und zu schwarz gefärbten Augenbrauen hoch. „Sie sind wer?“, frage sie.

„Paula Wellinghofen. Ich habe Sie angerufen. Ich habe erst heute hier angefangen. Ein ziemlich beschissener erster Tag, wie Sie sich denken können.“ Kein „Wie geht es Ihnen?“ oder „Alles klar?“. Null Empathie, die Azubi-Schnalle. Fehlt eigentlich nur noch, dass sie ein Namensschild trägt, auf dem steht: „Ich lerne noch“

„Wie heißt der Verstorbene?“, fragt sie, ohne das abschließende Ergebnis der Kollegen Sanitäter abzuwarten.

„Darius Morbid. Mein Chef und Geschäftsführer dieses Ladens hier, der so morbid ist wie sein Name!“ Jetzt habe ich sie aus ihrer professionellen Fassade hervorgeholt.

Sie sieht mich mit gerunzelter Stirn an. „Ist das alles nur ein Witz für Sie?“

„Sehen Sie mich lachen?“, frage ich. Ich habe keinen Bock auf diese unglaubliche Bürokratie, die nicht einmal kurz fragt, wie es mir geht, sondern sofort beginnt, die Formalitäten abzurufen, als sei das das Wichtigste in dem Moment, wenn ein Mensch gerade gestorben ist.

„Entschuldigen Sie, meine Kollegin ist neu!“ Der wesentlich ältere, nicht ganz unattraktive Kollege mit Glatze kommt dazu und versucht, die Situation zu retten.

„Ich entschuldige!“, sage ich. „Ist mein erster Toter, da weiß man nicht, wie man sich verhalten soll.“ Ich funkele beide wütend an.

„O.k., wir fangen nochmal von vorne an“, sagt Polizist Glatzkopf übertrieben väterlich.

„Wann haben Sie den Toten zuletzt lebend gesehen?“, fragt er.

„Als ich meinen Arbeitsvertrag unterschrieben habe; das war am späten Vormittag“, sage ich und muss wirklich überlegen, wann das heute gewesen ist, weil es sich schon weit weg anfühlt. Es ist alles so surreal, wie in einem miesen Film, und doch stehe ich mittendrin und beantworte brav die Fragen.

„Frau Wellinghofen, haben Sie meine Frage nicht verstanden?“, fragt Polizist Glatzkopf und klingt ungeduldig.

„Was haben Sie gefragt?“, frage ich.

Er sieht mich an, als sei ich die, die Darius umgebracht hat. Habe ich ja irgendwie auch, aber das darf ich alles nicht erzählen. Und deshalb sieht er mir mein schlechtes Gewissen an. Das ist schon immer so gewesen. Meine Oma muss mich immer nur anschauen und weiß Bescheid, ich muss dann nichts mehr

sagen. Polizist Glatzkopf sagt, ich solle für weitere Fragen und meine Aussage auf die Polizeiwache kommen und verabschiedet sich mit Polizei-Azubine.

Den Rest des Montags lasse ich einfach an mir vorbeilaufen, wie früher den Mathe- und Physikunterricht, der mich null interessiert hat. Es checkt niemand ein. Nur das Beerdigungsinstitut checkt Darius aus, in einem glänzenden schwarzen Sarg. Sie sind unheimlich schnell drin im Büro und ebenso schnell wieder draußen. Einer der schwarz gekleideten Herren mit Ekel-Gel-Haarschnitt kommt noch einmal zurück und übergibt mir eine Visitenkarte. „Wenn Sie noch Fragen haben, ansonsten hat der Verstorbene bereits alles zu Lebzeiten bei uns hinterlegt. Sie müssen sich also um nichts weiter kümmern.“

„Nichts weiter?“, frage ich und merke zu spät, dass ich Stimme des Typen vom Beerdigungsinstitut nachgeäfft habe. Ich werde rot. Scheiße, reiße dich zusammen, denke ich. Dieser Typ ist mir genauso suspekt, wie Darius es im Leben immer gewesen ist. Oberhammerkorrekt eben.

Der Typ schaut mich an, als hätte ich ihn nach Ecstasy oder schlimmerem gefragt.

„Der Verstorbene wird anonym beerdigt.“

„Haben Sie das also schriftlich?“, hake ich nach.

„Sind Sie eine Familienangehörige?“

„Nein, Sie?“

„Dann kann ich Ihnen nicht weiterhelfen. Wie gesagt, es ist alles geregelt.“ Er dreht sich um und verlässt das totenstille Hotel.

Mir ist scheißlangweilig, denn irgendwann habe ich alles im Foyer auf Hochglanz geputzt. Ins Büro traue ich mich nicht. Da ist für heute zu viel passiert. Morgen, ja morgen werde ich wieder ins Büro reingehen. Morgen ...

Keine Anrufe. Keine Zimmer-Anfragen, noch nicht einmal per Mail. Nichts. Nada. Ich schaue immer wieder auf die Uhrzeiger, die sich gegen mich verschworen haben und gefühlt eher rückwärts als vorwärts laufen.

Ich rufe um 17:00 Uhr bei meiner Oma an, tue so, als sei ich die gestandene Geschäftsfrau, die seit vielen Jahren ihren stressigen Job wuppt. Ich mache auf sehr busy und sie lacht bei meiner gequirkten Ausdrucksweise und fragt, wann ich denn endlich Feierabend habe, und sie hat die Pflaumenklöße schon im Ofen und die warten nur auf mich und sind auf jeden Fall um 18:00 Uhr servierfertig.

„Ich denke, das müsste ich bei meinen Wahnsinnsaufgaben hier schaffen“, sage ich und muss lachen. Der Vormittag und der Tod von Darius sind für den Moment vergessen und nach einem solchen ersten Tag hilft nur meine Oma. Bei ihr fühlt es sich immer so an, als sei ich mein Leben lang in Sicherheit, mochte da kommen, was wollte. Nichts würde mir passieren, wenn sie nur in meiner Nähe ist.

Ich mache den Hotel-Laden dicht, schließe alle Türen ab und steige aufs Fahrrad. Kein Blick zurück, ich will nur weg hier. Für heute ist Schluss.

„Vergiss nicht, das ist erst der Anfang. Du wirst dich daran gewöhnen müssen!“ Der Tod raunt mir diesen Nachsatz noch eiskalt und bedrohlich ins Ohr und schickt mir diesen Nebel hinterher, den ich schon kenne. Sofort habe ich eine Gänsehaut und trete nochmal heftiger in die Pedale, um ihn abzuschütteln. Der geht durch und durch und lässt mich einen Blindflug versuchen. Kamikaze kommt mir in den Sinn. Ich trete noch einmal in die Pedale, auch wenn ich kaum noch Luft bekomme, meine Kondition lässt zu wünschen übrig. Ich keuche und fluche vor mich hin, so gut es meine Luftknappheit zulässt: „Mieser Wichser. Ich werde es dir zeigen.“



Der Nebel wird dichter und dichter. Ich fahre ins weiße, feuchte Nichts. Längst hätte ich absteigen und das Rad schieben müssen, doch ich weigere mich gegen jegliche Vernunft. Da taucht ein riesiger Schatten vor mir auf, kommt unaufhaltsam auf mich zu. Ich erkenne die Fratze des Todes. Ich schreie und versuche auszuweichen, touchiere etwas Hartes, das meinen linken Arm nach hinten reißt und werde fast von meinem Fahrrad geworfen.

Ich behalte mit aller Mühe mein Gleichgewicht und schwanke unheimlich von links nach rechts. Endlich habe ich das Rad wieder im Griff und Bremse. Keuchend bleibe ich stehen und versuche, wieder zu Atem zu kommen.

Mist, der Ärmel meiner neuen Blazer-Jacke ist einmal längs eingerissen. Scheiße! Die ist richtig teuer gewesen. Dunkelblauer Samtcord. Eins meiner absoluten Lieblingsstücke, die mir, wenn ich sie trage, eigentlich Glück bringen sollen. Vielleicht weiß meine Oma einen Rat und ob sie noch mit ihrer Nähmaschine zu retten ist. Mein Atem beruhigt sich und mit meinen Atemzügen lichtet sich der Nebel um mich herum. Da steht dieser alte, knorrige Baum am Straßenrand und scheint mit seinen verkrüppelten Ästen nach mir zu greifen. Unheimlich wirkt er, wie er da so steht, grau, nackt, ohne Blätter scheint er aus einem schlechten Horrorfilm zu stammen. Ich mache, dass ich wegkomme, schließlich warten leckere Pflaumenklöße auf mich.

